

REPORTAGE

Peter Ackermann Kein Ort. Nirgends

Der Abend kommt früh an diesem letzten Tag im Januar, und als die Tochter die Tür aufstösst zum Zimmer 02 im vierten Stock des Zürcher Alters- und Pflegewohnheims Lindeneegg, ist es schon Nacht. Der Schein einer einzelnen Lampe erhellt das Zimmer mit mattem Licht. Durch das spaltweit geöffnete Fenster am Ende des Raums dringt kurz das Dröhnen eines anfahrenden Autos, ansonsten ist alles ruhig, still. Die Tochter tritt mit verlangsamtem Schritt ans Bett an der linken Wand.

Vier Stunden ist es her, da erhielt sie in Lugano einen Anruf von einer Pflegerin. Sie solle nach Zürich kommen, der Zustand der Mutter habe sich verschlechtert. Vierzig Minuten später sitzt die Tochter in einem Abteil zweiter Klasse des Intercity 382 nach Zürich-Hauptbahnhof, eine zierliche Frau mit Schuhgrösse 35, langem dunklem Haar und blassrosa gestrichenen Fingernägeln, den Blick in Fahrtrichtung, im schwarzen Reisekoffer das Nötige für drei Tage.

Die Mutter liegt rücklings im Bett. Körper und Arme sind zugedeckt, nur der Kopf der 84-Jährigen ist sichtbar im Graben zwischen zwei Kissenzipfeln, ihr Haar weiss und schütter, die Augen geschlossen. Die Tochter beugt sich seitwärts zur Bettkante über das Gesicht der Mutter, sie erscheint ihr blasser als sonst, ihr Mund ist eingefallen, das Gebiss draussen. Die Mutter schläft. Sanft streicht die Tochter über das schlafrockene Haar, flüstert, ohne die Mutter wecken zu wollen, «Mami». Anwesend, die Mutter, körperlich zumindest, und doch nicht da, seit Jahren schon. Schleichend ist die Mutter der Tochter entschwunden. Unbemerkt zunächst.

Die Tochter lebt damals in Genf. An sechzig Tagen pro Jahr muss sie geschäftlich nach Zürich. Bleibt sie mehrere Tage, trifft sie sich am ersten Abend mit der Mutter und führt sie zum Essen aus. Einmal, es ist Frühling, verpassen sie sich. Ein Versehen, denkt die Tochter, doch zum nächsten Rendezvous erscheint die Mutter erneut nicht. Sie habe an einem anderen Ort gewartet, sagt sie am nächsten Tag am Telefon. Die Tochter glaubt an das Missverständnis. Als

die Mutter aber zum dritten Mal in Folge nicht erscheint, ahnt die Tochter, dass etwas nicht stimmt. Das war vor knapp acht Jahren.

Kurz darauf feiert die Tochter ihren vierzigsten Geburtstag. Eine Tante tritt an sie heran: «Nelly wird älter.» Die Mutter sitzt allein auf einem Dreiersofa am anderen Ende des Raums. «Ich habe das auch schon gemerkt», sagt die Tochter. «Ich könnte aber nicht sagen, woran ichs festmache.» Die Mutter ist 77.

Drei Wochen später klingelt in Genf abends das Telefon. Die Mutter. «Ich gratuliere dir zu deinem Geburtstag.» «Aber Mami, der ist doch längst vorbei. Erinnerst du dich nicht, wir haben doch vor drei Wochen miteinander gefeiert?» «Ich wollte doch nur einen Scherz machen, Mädeli.»

Ein Freitagabend im September vor siebeneinhalb Jahren: Tochter und Mutter haben sich im Zürcher Hauptbahnhof verabredet, sie wollen nach Genf, um dort das Wochenende miteinander zu verbringen. Es ist kurz vor halb sechs Uhr, der Zug fährt um 17.34 Uhr. Die Tochter wartet beim Treffpunktwürfel, hält Ausschau.

Keine Mutter.

In immer kürzeren Abständen blickt die Tochter auf die Bahnhofsuhr. Schon dreht sich der meterlange Minutenzeiger über die Sechs. «Mutter ist doch sonst so pünktlich.» Die Tochter wird unruhig. Um zwanzig vor sechs geht sie zu einem Publfone und wählt Mutters Nummer. Sie nimmt nicht ab. «Vielleicht ist etwas passiert.»

Die Tochter beschliesst, in der Wohnung der Mutter nachzusehen. Im Tram nach Zürich-Höngg setzt die Tochter sich auf die linke Seite. Bei jedem entgegenkommenden Tram schaut sie, ob sie unter den Fahrgästen die Mutter entdecken kann. Ohne Erfolg.

Mutter ist nicht zu Hause. Ihr Mantel mit dem runden Kragen hängt nicht im Flur, die Wohnung ist sauber, geordnet, als sei die Mutter verreist.

Die Tochter fährt zum Bahnhof zurück. Keine verspätete Mutter beim Treffpunkt. Die Tochter fährt zurück nach Genf. Lange drei Stunden und sechsundfünfzig Minuten, in denen sie nicht in die Wohnung der Mutter anrufen, sich nicht bei Nachbarn, nicht bei der Polizei erkundigen, nur fahren kann. In Genf regnet es bei kaltem Wind. Am Bahnhof versucht die Tochter aus einer Telefonkabine die Mutter zu erreichen. Vergeblich. Zu Hause greift sie noch im Mantel zum Hörer. Jetzt, endlich, erwischt sie sie.

Die Mutter hatte alles durcheinander gebracht und war am Nachmittag allein nach Genf gefahren. Auf Quai drei habe sie gewartet, beim Abgang zur Unterführung, dass die Tochter sie abhole, wie immer. Wie lange sie da gestanden habe, sie weiss es nicht mehr. Irgendwann sei sie in einen Zug gestiegen und zurück nach Zürich gefahren. Das ist keine normale Altersdemenz, denkt die Tochter am Telefon. Ich muss meine Mutter untersuchen lassen.

Die Tochter betrachtet das schlafende Gesicht der Mutter; atmet sie aus, zittert die Oberlippe manchmal leicht. Ab und zu ist ein kehliger Luftzug zu hören. Die Tochter steht und schaut. Der lindgrüne Kragen von Mutters Nachthemd ist nach innen gekrempelt, die Tochter streicht ihn glatt, das ist das Einzige, was sie im Moment tun kann.

Im November vor etwas mehr als sieben Jahren testet eine Neurologin an zwei Tagen in der Memory-Klinik Mutters Gehirnfunktionen. Die Mutter soll in einem Sack Gegenstände ertasten und benennen. Eine Zahnbürste. Ein Couvert. Ein Bleistift. Ein Apfel. Sie kann es nicht. Die Mutter soll von hundert in Einerschritten rückwärts zählen. Sie stolpert bei 94. Die Mutter wird nach dem aktuellen Datum gefragt. Sie versucht zu tricksen, fragt die Neurologin nach dem Datum des vorangegangenen Tags. Es misslingt. Die Mutter soll den aktuellen Wochentag nennen. Sie revoltiert: «Was soll das? Was macht ihr da mit mir? Hört sofort auf.»

Die Tochter merkt, wie blossgestellt sich die Mutter fühlt. Wie es Mutter beschämt zu merken, dass sie Lücken hat, diese aber nicht mehr verbergen kann. Mutter, die immer so stark war und so selbstständig, ist jetzt hilflos, trotzig, wie ein kleines Kind. Der Befund: Demenz, schon stärker fortgeschritten.

Am Wochenende schaut sich die Tochter genauer in der Wohnung der Mutter um, der Kehrichtsack ist leer, der Kühlschrank ebenso, alles deutet darauf hin, dass sie sich keine warmen Mahlzeiten mehr zubereitet. Die Tochter kocht für Mutter vor. Hörnli mit Gehacktem, Kartoffelstock mit Geschnetzeltem, Waadtländer Saucisson mit Lauch und Kartoffeln, portionsweise in Tupperware verpackt. Eine Woche später wirft die Tochter einen Blick in Mutters Tiefkühler. Mutter hat nichts angerührt.

Sie habe es vergessen.

Die Tochter hat in Genf keine ruhige Minute mehr. Was, wenn die Mutter vergisst, die Herdplatte abzustellen? Wenn sie bei Rot über die Strasse geht? Sich verläuft? Die Tochter sucht nach Unterstützung. Der Vater ist seit drei Jahren tot. Den Bruder möchte sie nicht um Hilfe bitten, der hat seine eigenen Probleme.

Die Tochter kontaktiert eine Freundin und eine Nachbarin der Mutter. Beide versprechen, die Mutter unter der Woche mehrmals zu besuchen. An den Abenden telefoniert die Tochter mit den beiden Frauen. Die Gespräche werden lang. An den Wochenenden fährt die Tochter nach Zürich. Sie weiss, so kann es auf Dauer nicht gehen, in kurzer Zeit wird die jetzige Lösung die Belastbarkeit aller Beteiligten übersteigen.

Im April, gut fünfzehn Jahre ist es her, findet die Tochter nach viel Aufwand einen freien Platz im Alters- und Pflegewohnheim Lindenegg. Bei dieser Gelegenheit erfährt die Tochter, dass die Mutter bei einem anderen Heim auf der Warteliste steht. Vor wenigen Wochen hat die Heimleitung die Mutter gefragt, ob sie einziehen wolle. Die Mutter wollte nicht. Sie liess sich wieder ans Ende der Warteliste setzen.

Die Tochter spürt einen feinen Lufthauch an ihrem Hals, lautlos ist die Tür des Zimmers 02 im vierten Stock aufgegangen. Es ist kurz vor halb acht Uhr, der Chefpfleger hat den Raum betreten. «Danke, dass Sie mich informiert haben», flüstert die Tochter. Die Mutter atmet tief und fest. «Alles deutet auf einen Fehlalarm hin», flüstert der Pfleger. «Ich komme lieber einmal zu viel», sagt die Tochter. «Ich möchte meine Mutter am Ende begleiten können.»

Im Frühsommer richtet die Tochter für die Mutter im Lindenegg ein Zimmer ein. Sie lässt einen Spannteppich einsetzen und stellt nach Absprache mit der Mutter deren Bett ins Zimmer, die alte Kommode, zwei Fauteuils, den Küchentisch und zwei Stühle.

Zufällig erfährt die Tochter von Vorkehrungen, die die Mutter getroffen hat, damit sie über das Leben hinaus niemandem zur Last fällt und es deshalb nicht einmal ihren Kindern überlassen wollte, sie dereinst zu begraben. Vor Jahren hat sie deshalb eine Vorsorgestiftung mit den anfallenden Arbeiten nach ihrem Tod beauftragt.

Die Tochter handelt, als erstelle sie einen Businessplan, ruft die Stiftung an: «Meine Mutter hat einen Vertrag bei Ihnen. Es heisst da, wenn sie gestorben ist, übernehmen Sie die Räumung der Wohnung. Die Mutter ist noch nicht tot, aber räumen können Sie schon mal.»

In Genf, bei der Arbeit, muss die Tochter einfach funktionieren.

Jeden zweiten Samstag besucht sie die Mutter, geht mit ihr am Rand des Walds spazieren oder die neunzig Meter den Stutz hinauf zur «Krone». Körperlich ist

die Mutter noch kräftig, aber schon bald benötigt sie bis zum Restaurant zwei, wenig später mehrere Pausen.

Das Kurzzeitgedächtnis der Mutter nimmt ab. Lange blufft sie, versucht, ihr Vergessen für sich zu behalten. Als ein lange verschollen geglaubter Cousin auftaucht, ist die Tochter nicht sicher, ob die Mutter sich tatsächlich an seine Existenz erinnert oder nur so tut. Die Tochter sagt sich: Ich muss Mami nicht mit Fangfragen reinlegen; ich kann ihre Vertuschungsversuche stehen lassen. Das war vor drei Jahren.

Die Mutter verliert ihren Orientierungssinn. Sie verlässt das Heim nicht mehr allein. Zu gross die Gefahr, dass sie sich verirrt, nicht zurückfindet. Im Pflegeheim bewegt sie sich kaum, ihre Kondition lässt nach, so, wie ihre Antriebslosigkeit zunimmt. Zweieinhalb Jahre ist es her, da will Mutter nicht einmal mehr im Rollstuhl zur «Krone» gefahren werden.

Die zunehmende Interesselosigkeit der Mutter macht der Tochter zu schaffen. Als sie von ihren Ferien auf Kuba erzählt, fragt die Mutter kein einziges Mal nach. Das Gespräch stockt. Die Tochter weiss kaum mehr, worüber sie sprechen soll. Mit der Mutter wird auch die Tochter wortkarger. Die Gespräche versiegen. Die Tochter fragt sich: Kann Mami mir noch folgen? Verliert sie das Interesse oder nur die Wörter?

Es ist zwei Jahre her, da hat die Mutter um zwei Uhr nachmittags keine Ahnung mehr davon, was sie zu Mittag gegessen hat.

Von früher spricht sie jetzt häufiger. Hin und wieder fragt sie die Tochter: «Haben unsere Eltern jetzt eigentlich das Haus verkauft?»

Kommt es zu Gesprächen, so nehmen diese immer öfter den immer selben Verlauf. Die Mutter fragt: «Geht es dir gut, Mädeli?» «Ja, Mami.» «Sicher?» «Ja, bestimmt.» «Du würdest es mir ja doch nicht sagen, wenn es anders wäre.» «Doch Mami. Alles ist bestens.» «Hast du viel Arbeit mit mir?» «Nein, gar nicht. Alles ist gut.» «Reicht denn das Geld?» «Ja, ja. Du musst dir keine Sorgen machen.» - «Geht es dir gut, Mädeli?» «Ja, Mami.» «Sicher?»

Einmal entgegnet die Tochter: «Hör mal Mami, du musst begreifen, dass ich nicht so enthusiastisch antworte, wenn du mich zwanzigmal hintereinander dasselbe fragst.»

Immer wieder hört die Tochter die Mutter den einen Satz wiederholen, den das Pflegepersonal ihr eingetrichtert hat: «Schlafen im dritten Stock, essen im vierten, rauchen im fünften.» Auch dann noch, als die Mutter in ein Zimmer im

vierten Stock umquartiert worden ist: «Schlafen im dritten Stock, essen im vierten, rauchen im fünften.»

Die Tochter wechselt Arbeit und Wohnort. Nach Zürich zieht sie nicht. «Ich darf mein eigenes Leben nicht vernachlässigen, es nur nach Mami ausrichten.» Nun fährt die Tochter alle zwei Wochen von Lugano zur Mutter.

Auch wenn Mutter und Tochter nicht mehr viel miteinander sprechen, so merkt die Tochter doch, dass die Mutter die Besuche geniesst. Mutter strahlt während dieser Zeit, sie ist dann die Grösste im Heim, weil sie Besuch kriegt. Oft sagt sie: «Meine Tochter, meine Tochter, selbst gemacht!» Doch die zweistündigen Besuche werden lang.

Siebentausendzweihundert Sekunden Leere. Die Tochter weiss nicht, wo sich Mutter befindet. Immer mehr entgleitet sie ihr, die Mutter wird von ihrer eigenen Biografie verlassen. Sie ist an keinem Ort mehr. Nirgends.

Die Mutter schläft friedlich, während die Tochter mit dem Pfleger flüstert. Sie fragt, ob sie über Nacht im Heim bleiben soll. Er sagt: «Gehen Sie nur zurück ins Hotel. Wir werden Sie informieren, wenn etwas passieren sollte.» Es ist kurz vor acht Uhr, Schichtwechsel, der Pfleger verlässt den Raum. Ins schier Endlose dehnt sich die Zeit der Tochter allein vor diesem Bett, vor diesen geschlossenen Augenlidern, die sie anzustarren scheinen, mit diesem dunklen Mund, umrandet vom Weiss der Haut, der Haare, der Bettdecke und den bilderlosen Wänden mit ihrem Stich ins Gelbe.

Nach einem weiteren Untersuch in der Memory-Klinik sagt die Neurologin zur Tochter: «Ihre Mutter hat Alzheimer. Der Tochter ist, als habe sie es schon immer gewusst. Das war vor vier Monaten. Nach siebeneinhalb Jahren hat Mutters Zustand einen Namen, denkt die Tochter. Und: Alzheimer - hatte das nicht auch die Grossmutter mütterlicherseits? Die Mutter selbst kann sich nicht mehr daran erinnern.

Einen Monat später, im November des Jahres zuvor, verletzt sich die Mutter bei einem Sturz das Steissbein. Starke schmerzlindernde Mittel, Morphium, beeinträchtigen ihr Sprechvermögen noch stärker. Kleine körperliche Zärtlichkeiten ersetzen die fehlenden Worte zwischen Tochter und Mutter. Die Mutter erholt sich nur langsam. Seit dem Unfall isst sie kaum noch etwas.

Anfang Dezember stellt die Tochter fest: Mutter ist zunehmend in einer anderen Welt. Manchmal weiss sie nicht einmal mehr, wie sie heisst: Nelly Demarmels, geboren 1918 als Nelly Susanna Müller in Schönenwerd, Aargau, verheiratet, geschieden, Leiterin des Labors für Histologie am Zürcher Kantonsspital, pensioniert, Mutter von Markus und Claudia.

Kurz vor der Jahreswende denkt die Tochter: «Für Mutter wäre es eine Erlösung, wenn sie gehen könnte.»

Der Januar beginnt, die Mutter isst nichts mehr. Geschwächt sitzt sie im Rollstuhl, und als die Tochter die Mutter sieht, erschrickt sie, so knochig ist Mutter geworden innert kürzester Zeit. Die Tochter fragt: «Geht es dir gut, Mami?» «Moll. Warum meinst du?» «Ich habe das Gefühl, es gehe dir nicht so gut wie beim letzten Mal. Du bist ganz dünn geworden.» «Aha.» - «Beim Coiffeur bist du gewesen.» «Ja, darum. Im dritten Stock.» «Was im dritten Stock, Mami?» «Ja. - Ja, sicher, zehn Jahre ungefähr.» «Ach Mami, du bist eine Herzige.» Die Tochter fährt ihr über den Kopf und sagt: «Dein Haar ist so schön fein.» Die Mutter sagt: «Ja, es ist schön, wenn die Männer ...» «Was - wenn die Männer ...?» «Wenn die Männer dabeigekommen sind. Oder heute ist der Sommerschirmer immer immer.» Die Mutter nodet in der Tasche der Tochter und nimmt ein Reiseflacon Parfum heraus. Die Tochter: «Möchtest du ein bisschen Schmöcki?» «Nein, ich bin nicht die teure Frau heute.» «Und weshalb nicht?» «Nein. - Ah, nein dann ist schon versch, verschissen gewesen heute.» «Was ist heute schon verschissen gewesen?» «Nein, dann ist drei, und drei sind da gewesen, und viertens sind zu wenig gewesen, und die Impfer sind draussen gewesen.» «Du bist so herzlich, Mami.» «Wie am vierten. - Du tust so, als ob etwas wäre, als ob etwas wäre.» «Ja, Mami, du hast Besuch.» «Aha», sagt die Mutter. «Weisst du, von wem?» Die Mutter schweigt. «Von deiner Tochter.» Die Mutter schweigt. «Weisst du, wer deine Tochter ist?» «Meine Tochter ist, was immerin.» «Wie heisst deine Tochter, Mami? - Mami? - Wie heisse ich? Wie heisse ich? Sag es mir. Sag es mir, bitte Mami. - Weisst du, wer ich bin, Mami? - Mami, wo bist du?»

Abwesend lässt die Mutter den Kopf hängen und murmelt vor sich hin. Manchmal glaubt die Tochter, einzelne Wortfetzen aus dem dunklen Singsang der Mutter zu hören. «Ja, osche, zwiherä. Es ist ja schon recht.» Manchmal reimen sich Mutters Wörter, ohne einen Sinn zu ergeben. «Pischama, Buschament, buschma.» Die Mutter verweigert an diesem Abend den Wurst-Käse-Salat, die Flüssigkeit mit dem Medikament spuckt sie aus. Die Tochter sagt: «Komm, Mami, ich bringe dich ins Bett. Du bist ja todmüde.» Das war am Samstag vor einer Woche.

Die schlafende Stirn der Mutter erscheint der Tochter glatter als sonst. Schwer liegt die Daunendecke über der Mutter. Einmal glaubt die Tochter, die Mutter bewege ihre Lippen, gerade so, als wolle sie etwas sagen. Doch die Mutter bleibt stumm.

Anderntags, am Sonntag, fünf Tage ist es her, besucht die Tochter die Mutter nochmals. Der Bruder ist auch dabei. Mutter ist weniger verwirrt als am Vortag.

Die Tochter setzt sich zu ihr hin, ergreift ihre rechte Hand, hält sie und streichelt mit dem Daumen ihren Handrücken. Die Tochter fühlt, dass das Ende naht. Zweimal sagt sie an diesem Nachmittag: «Mami, du darfst loslassen. Du hast alles erledigt in deinem Leben, und du hast keine Schulden auf dieser Welt.» Die Mutter schaut auf die Hand der Tochter, führt sie an ihre Lippen und küsst sie. Langsam hebt sie den Kopf und schaut der Tochter ins Gesicht. «Danke», sagt die Mutter. Dann schweift ihr Blick ab. Die Tochter folgt dem Blick der Mutter. Er geht ins Leere.

Unmerklich senkt sich der Staub des vergangenen Tages auf den Boden. Manchmal hört die Tochter ein Auto durch das Oberfenster. Die Tochter wacht über den Schlaf der Mutter. Schlafen, womöglich träumen. Die Tochter legt ihre Hand auf den kleinen Kopf der Mutter. Die Tochter ist überzeugt: «Mutter weiss, dass ich da bin.»

Es ist Viertel nach acht. Die Tochter beugt sich über das blasse Gesicht. Vorsichtig küsst sie Mutter auf die Lippen, zum zweiten Mal in ihrem Leben. Im Türrahmen dreht sich die Tochter nochmals um.

Die Nacht ist kalt und trocken. Tritt die Tochter an den Rand eines Lichtkegels einer Laterne, vergrössert sich ihr Schatten. Ihre eigenen Schritte auf dem Asphalt klingen ihr seltsam fremd.

Zum Essen trifft sie einen Bekannten, Couscous. Danach gehen sie flippern. Die Tochter erzielt Multiball um Multiball und erreicht einen neuen Rekord, 116 780 000. Die Tochter jubelt, sie lacht. Es ist ein Uhr einunddreissig. Sie sagt: «So, jetzt ist fertig.» Sie setzt sich an einen Tisch. Die Lichter des Flipperkastens blinken lautlos weiter. Sie stösst auf ihren Rekord an. Ihr Handy klingelt. Eine Fuge von Johann Sebastian Bach. Das Pflegeheim. Es ist ein Uhr einundvierzig. Die Mutter sei tot, seit zehn Minuten.

Als Erstes sagt die Tochter: «Mami würde sich freuen, wenn sie mich jetzt so lachend im Leben gesehen hätte.» Dann weint sie. Die Nacht wird lang. Um sechs Uhr in der Früh verabschiedet sie sich von ihrem Bekannten und fährt mit dem Taxi ins Hotel, sie lässt ihre schwarzen Lederhandschuhe auf dem Hintersitz liegen. Ohne sich abzuschminken, legt sie sich ins Bett.

Am ersten Tag des neuen Monats, nach zwölf Uhr, berührt die Tochter im Lindenegg zum letzten Mal Mutters Hand. Sie fühlt sich kalt an. Dann verlässt die Tochter den vierten Stock an der Zürcher Nordstrasse 70 und fährt zurück in den Süden. Im Schnellzug D-1573 schreibt sie ein SMS an den Bekannten: «Es hat alles so sein müssen, wie es war.»

In Lugano wird die Tochter in den Unterlagen der Vorsorgestiftung lesen, dass die Mutter in einem Gemeinschaftsgrab beerdigt werden möchte. Die Tochter wird sich dem Wunsch der Mutter widersetzen. Kremation. Urnengrab Nr. 5806.
Die Tochter wird denken: Irgendwo muss meine Mutter doch sein.